

Silvester – Wachsen, Werden und Gedeihen

31. Dezember 2021

Dekan Markus Jäckle

Predigttext Mt 13,24-30 (Luther 2017)

Vom Unkraut unter dem Weizen

24 Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte.

25 Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon.

26 Als nun die Halme wuchsen und Frucht brachten, da fand sich auch das Unkraut.

27 Da traten die Knechte des Hausherrn hinzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut?

28 Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten?

29 Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. 30 Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.

Predigt:

Liebe Gemeinde,

Es ist ein eigenartiger Moment, der sich heute an diesem Abend vollzieht. Wenn das alte Jahr vergeht und das neue kommt.

Alle Jahre wieder erfahren, erleben wir es - und doch ist es alle Jahre immer wieder neu. Weil kein Jahr wie das andere ist.

Jedes hat seine eigene Zeit, mit all den Höhen und Tiefen, die ihm eigen waren, den besonderen Momenten des Glücks und der Freude, aber auch Stunden der Sorge oder des Leids.

Jeder und jede mag hier eigene Erfahrungen und Erlebnisse im Gedächtnis haben, die nun im Rückblick auf das letzte Jahr wieder auftauchen wie auf einer Leinwand im dunklen Kinoraum der Erinnerung, mit Bildern, Szenen, Begebenheiten und Begegnungen. Manche mögen blass und verschwommen daher kommen, andere genau erkennbar mit klaren Konturen und Farben, Gesten und Worten, wieder andere rühren vielleicht immer noch so heftig am Gemüt, so dass man sich am liebsten Augen und Ohren zu halten möchte, um das Erlebte nicht noch einmal erfahren zu müssen.

Eines liegt dabei vermutlich allen Bildern, Szenen und Begebenheiten gleichermaßen zu Grunde: Die Frage, ob etwas wachsen, werden und gedeihen konnte im Laufe dieses Jahres oder nicht.

Bei einem Baum kann man es sehen.

Alle Jahre wieder ist sein Stamm um einen weiteren Ring gewachsen.

Ob dick oder dünn, stark oder schwach, es ist und bleibt ein Jahr, das vergangen ist und sich nun fest und unwiderruflich in den Stamm eingezeichnet hat. Sichtbar für den Baum selbst aber auch für jeden, der von außen darauf sieht.

So halten wir heute Abend im Wechsel zwischen den Jahren inne, im Gewährwerden dessen, was nun vergangen ist, und im Erwarten des neuen, das mit dem nächsten Jahr auf uns zukommen wird, sei es im Wachsen, sei es im Vergehen.

Auch wenn wir nur zu gerne wüssten, was die Zukunft bringt, es ist und hat sein Gutes, dass uns dieses Wissen nicht gegeben ist.

Es wäre eine arge Frage, ob wir Menschen wirklich damit umgehen könnten, wenn wir tragen müssten, was uns mit diesem Wissen aufgetragen wäre und ertragen müssten, was nicht mehr zu ändern wäre.

So bleibt unser Wissen begrenzt auf unsere gemachten Erfahrungen und Erlebnisse in Gegenwart und Vergangenheit und auf die Rückschlüsse, die wir daraus ziehen.

Es ist die Sorge um eine gute Zukunft, die uns in diesem Sinne Vorsorge betreiben lässt, damit etwas gut wachsen, werden und gedeihen kann.

Aber wie sieht eine rechte Vorsorge aus?

Was ist notwendig dafür und was vielleicht gerade auch nicht?

Jesus gibt uns dazu ein Gleichnis mit auf dem Weg.

Ein Landwirt sät auf seinen Acker guten Samen. Viel Frucht bringen soll er. Wachsen, Werden und Gedeihen. Eine gute Ernte einbringen. Ein Segen sein im Blick auf eine gute Zukunft.

Heimlich kommt aber ein Feind in der Nacht und sät unbemerkt Unkraut unter den Weizen. Den Samen des gesundheitsschädlichen und giftigen Taumel-Lolchs, auch Rauschgras oder Schwindelweizen, Tollgerste und Tollkorn genannt. Sein Name beruht auf den Vergiftungserscheinungen, die nach dem Verzehr von mit Taumel-Lolch verunreinigtem Getreide aufgetreten sind. Unerkannt wächst und wuchert er mitten unter dem Weizen.

Kann es ein treffenderes Bild geben im Blick auf das vergangene Jahr?

Da ist säckeweise das Saatgut des Populismus ausgesät worden und hat Gehör gefunden mit seinen einfachen und vereinfachenden Parolen, Antworten und Schuldzuweisungen. In den sozialen Medien sind sie gestreut und weitergesagt worden, Gerüchte und Behauptungen, die als Fakten dargestellt und akzeptiert werden, aus Angst, Unsicherheit und Voreingenommenheit gegenüber dem Establishment von Staat, Institutionen und Wissenschaft.

Da ist die Coronapandemie nur eine Grippewelle, der demokratische Staat eine Diktatur, Rechtsnationalisten sind einfach nur Patrioten, der Klimawandel nur eine politische Kampagne, Kirche nichts anderes als eine Institution wie jede andere auch, unerlaubte Demonstranten sind nur Spaziergänger, Flüchtlinge nur Wirtschaftsflüchtlinge.

Aus solchen Vereinfachungen erwächst Ungutes. Es sei gewollt oder ungewollt. Denn wer vereinfacht, hat wortwörtlich nur ein Fach, in das er blickt, und nicht den ganzen Schrank vor Augen. Dazu passt, dass sich die Protagonisten oft jedem Argument verschließen, so dass eine sachliche Diskussion einfach nicht möglich ist. Es gilt nur, was behauptet und gemeint ist.

So einfach ist es aber nicht. Im Gegenteil. Die meisten Probleme sind vielschichtig und komplex, aufgrund ihrer Natur oder aufgrund ihrer Vieldimensionalität in einer pluralen und freiheitlichen Gesellschaft und erst recht in einer globalen Welt.

In diese Situation von heute spricht uns Jesus mit seinem Gleichnis an.

Die Mitarbeiter des Landwirts wollen das Taumel-Lolch-Unkraut jäten. Schnell und konsequent handeln, bevor es zu spät ist. Ausmerzen, bevor es weiter um sich greift. Die berechtigte Sorge und Vorsorge um ein gutes Wachsen, Werden und Gedeihen des Weizens, schlägt um in eine Angst, die sie alles nur noch über diesen, ihren Kamm scheren lässt.

Auch sie haben eine einfache Antwort parat.

Man kann sie in den Diskussionen um die Lösungen der Probleme von heute ebenfalls hören.

Auch da ist eine gewisse Voreingenommenheit zu spüren, sind ideologisch unverrückbare Grundsätze wahrzunehmen, gepaart mit einer Portion Selbstgerechtigkeit und manchem Urteil, das durch die Forderung nach Abgrenzung und Ausgrenzung auch von dieser Seite aus, eine Spaltung der Gesellschaft voranzutreiben vermag. Auch die Kirchen sind nicht frei davon.

Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? fragen die Mitarbeiter.

Nein, lautet die klare Antwort des Landwirts.

Er weiß um die schädliche Wirkung des Taumel-Lolchs, nicht erst mit seinem Verzehr. Einmal vorhanden greift er rasch um sich, rankt und schlingt sich mit seinen Wurzeln um die des Weizens und ist so unentwirrbar mit ihm verflochten, dass beim Ausjäten auch der gute Weizen mit ausgerissen würde und damit die ganze Ernte vernichtet wäre.

So nachvollziehbar diese Antwort ist, so schwer annehmbar bleibt sie doch: Dass das Miteinanderverstricktsein von Gutem und Bösem in der Welt ein radikales Ausmerzen des Unkrauts nicht einfach so zulässt.

Doch im Nachdenken darüber ist zu sagen, es ist wie es ist. Jede Medaille hat ihre zwei Seiten. Und alles Tun und Lassen auch.

Ist es nicht so, dass so mancher unbedingt das Gute will und richtet damit Böses an?

Und andere tun etwas Böses und ermöglichen damit gerade ein Gutes?

Weitergefragt in die Zukunft hinein, im Blick auf ein gutes Wachsen, Werden und Gedeihen:

Ist das, was für uns heute gut ist, morgen immer noch gut?

Was heißt das für die nachfolgende Generation unserer Kinder und Kindeskinde?
Und ist nicht vielleicht übermorgen ganz und gar ungerecht, was heute als angemessen und gerecht erscheint?
Wenn wir das wüssten, wie einfach wäre das Leben, wie einfach wäre die Welt.

Wir wissen es nicht.

Gerade darum darf solches Fragen und Infragestellen nicht dazu führen, dass wir nichts mehr unterscheiden und alles nur hinnehmen, wie es ist.

Im Gegenteil. Umsomehr gilt es zu benennen, was gerecht ist und was nicht, und das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Nach bestem Wissen und Gewissen.

Dabei ist Unterscheiden etwas grundlegend anderes als Aussondern, Abtrennen oder gar Ausmerzen.

Wie leicht kann sich da einer zum Richter über andere aufschwingen, ohne zu bedenken, ob nicht auch er selbst eines Richters bedarf.

Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet, hat Jesus an anderer Stelle gesagt.

Und wer die Mahnung an die Männer im Kreis um die Ehebrecherin einmal gehört oder gelesen hat, wird sie Zeit seines Lebens im Ohr behalten haben:

Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.

Wir sind und bleiben, auch aus weitaus geringerem Anlass, Gerechtfertigte als Sünder.

Denn Zeit unseres Lebens stehen wir im Spannungsfeld zwischen Gut und Böse in unserem Denken, mit unserem Sagen und bei unserem Tun.

Wir befinden uns mit unserem ganzen Sein im steten, und bei allem Bemühen letztlich von uns doch nicht aufzulösenden, Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen.

Aus diesem Grund gibt es übrigens auch in der Frage der Gemeinschaft der Glaubenden und Nichtglaubenden die Unterscheidung, aber eben nicht die Trennung von sichtbarem und unsichtbarem Christentum, von latenter und manifester, wahrer und falscher Kirche.

Das Gleichnis stellt klar: Richter ist einzig und allein Gott.

Nicht wir.

Wir sollen warten. Bis er kommt.

Und bis dahin beides, den Weizen und den Taumel-Lolch, wachsen lassen.

Lasst beides wachsen bis zur Ernte, sagt der Landwirt. Er gibt eine Antwort, die nichts vereinfacht. Im Gegenteil.

Sie lässt die Komplexität und Spannung der beiden Pflanzen zueinander bestehen, hält den Widerspruch und die Auseinandersetzung zwischen gutem Weizen und schlechtem Taumel-Lolch aufrecht in streitbarer Unterscheidung.

Beides soll Wachsen, werden und Gedeihen im festen Blick auf die Zukunft, auf das was noch kommt, nämlich eine gute Ernte von möglichst vielen guten Früchten.

Alles andere ist diesem untergeordnet. Das ist der Horizont und das Ziel.

Gott entscheidet nicht vor der Zeit. Nimmt nichts voraus. Und lässt damit auch uns die Möglichkeit zu wachsen, zu werden und zu gedeihen. Damit wir viel Frucht bringen.

Martin Luther hat es so formuliert:

„Das Leben ist nicht ein Frommsein,

*sondern ein Frommwerden,
nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden,
nicht ein Sein, sondern ein Werden,
nicht eine Ruhe, sondern eine Übung.
Wir sind's noch nicht, wir werden's aber.
Es ist noch nicht getan oder geschehen,
es ist aber im Gang und im Schwang.
Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.“
(Martin Luther)*

So sind wir unterwegs. Zwischen Gestern und Morgen.
In stetem Wachsen, Werden und Gedeihen.
Auf dem großen Ackerfeld unserer Zeit.
Wir halten inne.
Und werden gewahr, worauf es ankommt.
Einzig und allein auf eines:
Dass wir werden.

Denn: wir sind auf Hoffnung gesät.
Samen für diese Welt.

Möge Gott selbst es geben, dass wir keimen, sprießen und wachsen, und vielfältig gute
Frucht bringen.
Im Leben und im Glauben. Es wäre das Geschenk unseres Lebens im kommenden Jahr.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft bewahre unsere Herzen und
Sinne in XJ. Amen